

Insel

Rainer  
Maria Rilke  
Stefan Zweig  
Briefe und  
Dokumente



Rilke und Stefan Zweig, zwei der zurückhaltendsten und dennoch populärsten Repräsentanten der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts, haben eine Leserschaft, deren Internationalität und Breite sich allenfalls mit derjenigen Thomas Manns und Hermann Hesses vergleichen läßt. Die erstmalige Veröffentlichung ihrer Korrespondenz macht uns zu Zeugen eines, bei aller Verschiedenheit des Naturells, ermutigend konstruktiven Zwiegesprächs zweier wahlverwandter Schriftstellerkollegen über die Problematik des Künstlertums im Widerstand gegen die Zeitgeschichte. Durch ihre zahlreichen Übersetzungen und grenzüberschreitenden Kontakte haben Rilke und Zweig bereits vor dem Ersten Weltkrieg zu einer kulturellen Vereinigung Europas beigetragen, die 1914-1918 sabotiert und unterbrochen wurde. Männern und erst recht Autorenkollegen gegenüber hat Rilke sich nicht leicht geöffnet. Auch Stefan Zweig bleibt in diesem Dialog stets der Werbende. Doch was die Briefe Rilkes denen des ihm in Bewunderung ergebenden sechs Jahre jüngeren Kollegen an Sprachdisziplin und gedanklicher Tiefe voraushaben mögen, wird ausgeglichen durch die größere Spontaneität, Vielseitigkeit und kontaktfreudige Weltoffenheit Stefan Zweigs, dem Rilke u.a. seine persönlichen Begegnungen mit Autoren wie Emile Verhaeren und Romain Rolland verdankt. Die insgesamt 44 erhaltenen Briefe aus den Jahren 1906 bis 1921 werden ergänzt durch die in Stefan Zweigs Tagebüchern und Erinnerungen geschilderten direkten Kontakte und Erlebnisse mit Rilke 1913 in Paris und 1916 in Wien, wo beide Dichter gemeinsam im Kriegsarchiv eine Art zivilen Ersatzdienst zu leisten hatten. Zweig hat später mehrfach über Rilke berichtet, 1927 in seinem Nachruf im Münchener Staatstheater, zehn Jahre später zu Rilkes Todestag vor Emigranten in London und nicht zuletzt in seinem Erinnerungsbuch »Die Welt von Gestern«.

Rainer Maria Rilke  
und Stefan Zweig  
in Briefen  
und Dokumenten

Herausgegeben von  
Donald A. Prater

Insel Verlag

Der Briefwechsel Stefan Zweigs mit Rainer Maria Rilke ist ein Teil des Bandes »Stefan Zweig - Briefwechsel mit Hermann Bahr, Sigmund Freud, Rainer Maria Rilke, Arthur Schnitzler«, der 1987 im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, erscheint. Die Rechte an den Briefen Stefan Zweigs liegen beim S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, der auch die Abdruckgenehmigung für folgende Texte Stefan Zweigs erteilte: aus »Die Welt von Gestern« (© 1942 Bermann-Fischer Verlag, Stockholm); »Tagebücher« (© 1984 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main); »Das Geheimnis des künstlerischen Schaffens« (© 1984 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main); »Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten« (© 1937 Herbert Reichner Verlag, Wien, Leipzig, Zürich); »Begegnungen mit Büchern. Aufsätze und Einleitungen aus den Jahren 1902-1939« (© 1983 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main); »Europäisches Erbe« (© 1960 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main).

Erste Auflage 2017

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1987

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-24111-9

## Inhalt

Vorwort . . . . .	7
1906-1909	
»Die volle Herzlichkeit seines Wesens« . . . . .	15
1910-1914	
»Das Milde und Mönchische in ihm kontrastiert so erhaben mit der Strenge seiner Aufgabe«	50
1914-1918	
»Die innere Erstarrung, in der ich lebe«	70
1919-1926	
»Die Brieffeder gewissermaßen unter Aufsicht gestellt« . . . . .	103
Nachklang 1927-1942	
»Demütig tritt mein Wort an diese Stunde«	108

## *Anhang*

Zur Edition . . . . .	151
Anmerkungen . . . . .	153
Namenregister	174
Werkregister: R. M. Rilke . . . . .	178
Werkregister: Stefan Zweig . . . . .	179



## Vorwort

Im Februar 1897 erhielt der damals hochangesehene Schriftsteller Georg Ebers, Verfasser einiger heute verschollener »Professorenromane«, das Schreiben eines einundzwanzigjährigen Dichters, der vor ein paar Monaten nach München gezogen war. »Hochverehrter Meister«, so hieß es in diesem Brief, »die überaus liebe Anerkennung, welche Sie meinem Buch gezollt haben, ist mir Freude und Schaffenslohn. Und zumal, daß Sie mir so treu offen sagen, daß ich den rechten Weg wandle, dafür – Dank.« Der Schreiber hoffte, bald bei Ebers vorsprechen zu dürfen, »um Ihnen mündlich von meiner Verehrung, meinem Dank und viel Gutem zu reden«. Er zeichnete »René Maria Rilke«: das Buch, dem die »liebe Anerkennung« galt, war *Traumgekrönt*.<sup>1</sup>

Drei Wochen später erreichte denselben Georg Ebers ein Schreiben von einem noch nicht sechzehnjährigen Schuljungen namens »Stephan Zweig« aus Wien, der seinen Dank für eine »freundliche« Antwort auf vorangehende Fragen mit einem Lobgedicht auf den Meister aussprach:

Unter der Gelehrten Zahl  
Strahlt Ebers Name allzumal  
Von allen, die Romane schreiben  
Wird er fortan der erste bleiben.  
.....  
Und hätt' ich den Kranz zu geben  
Auf sein Haupt würd' ich ihn legen  
Hoch Ebers!

»Seien Sie nicht ungehalten darüber, daß ich es wage, Sie mit so schlechten Versen zu belästigen«, schrieb Zweig weiter. »Aber sie sollen nur eine Antwort sein auf Ihren so liebenswürdigen Brief.«<sup>2</sup>

Diese Briefe zweier etwas wichtigtuertischer junger Menschen verdienen – so belanglos sie scheinen – doch unsere Aufmerksamkeit, zeigen sie doch die Ähnlichkeit ihrer Anfänge. Vom Trieb zum Dichten und Dichterwerden erfüllt, weisen beide eine ähnliche Bedürftigkeit nach Anerkennung für ihre ersten Versuche auf, ein gleiches Beachtet-werden-Wollen von den »Meistern«, seien es Ludwig Ganghofer oder Richard Zoosmann für Rilke, seien es Karl-Emil Franzos oder Theodor Herzl für Zweig. Zwar war zu dieser Zeit Rilke für Zweig schon ein Vorbild – von seinen in Wien schwer zu bekommenen Büchern und den in Zeitschriften verstreuten Gedichten kannte der Jüngere »jeden Vers und jede Zeile« – doch nicht so sehr wie Hofmannsthal, der ihm die Möglichkeit gezeigt hatte, »selbst in der Kerkeratmosphäre eines österreichischen Gymnasiums Dichterisches, ja dichterisch Vollendetes zu schaffen«. Rilke war für Zweig »eine Ermutigung anderer Art«:

»Erst nach und nach, im zweiundzwanzigsten, im dreiundzwanzigsten Jahr hatte dieser wundervolle, von uns maßlos geliebte Dichter sich persönlich zu gestalten begonnen; das bedeutete für uns schon einen ungeheuren Trost. Man mußte also nicht wie Hofmannsthal schon im Gymnasium vollendet sein, man konnte wie Rilke tasten, versuchen, sich formen, sich steigern . . . konnte vielleicht statt des Wunders Hofmannsthal den stilleren, normaleren Aufstieg Rilkes in sich wiederholen.«<sup>3</sup>

Schlägt man Zweigs erste, 1901 veröffentlichte Gedichtsammlung *Silberne Saiten* auf, dann bemerkt man sofort die Verwandtschaft dieser Verse mit jenen in Rilkes genau fünf Jahre vorher erschienener Sammlung *Traumgekrönt*. Er habe, berichtet Zweig in seinen Erinnerungen *Die Welt von gestern*, das schmale Buch »dem so sehr von mir vergötterten« Rilke gesandt und als Gegengabe einen »dankbar« gewidmeten Sonderdruck von Rilkes jüngsten Gedichten erhalten.<sup>4</sup> (Die Briefe, die diesen gegenseitigen Gaben wohl beigelegt waren, sind leider nicht erhalten.)

Doch bald schon gingen ihre künstlerischen Wege auseinander. Zweig, immer noch Gedichte schreibend, aber sich wohl bewußt, daß er als Lyriker einer längeren Lehrzeit bedurfte, beschäftigte sich nun mit Übertragungen, hauptsächlich aus dem Französischen – Baudelaire, Verlaine, Verhaeren – und aus dem Englischen, sammelte seine ersten Prosaversuche zu einem Novellenband (*Die Liebe der Erika Ewald*, 1904), und begann nach seiner Promotion 1904 die Vers-Tragödie *Tersites*. Zu einer Zeit, in der Rilke sich konsequent vom Tagesjournalismus abwandte und sich in der Einsamkeit auf seine dichterische Produktion konzentrierte, suchte Zweig mit Essays, Artikeln und Rezensionen noch immer das Rampenlicht der Öffentlichkeit.

Wie es scheint, hatte der um 5 Jahre Ältere damals für Zweigs rührige Publizistik nicht viel übrig. 1902, beim Erscheinen des *Buchs der Bilder*, sprach er in einem Brief an seinen Verleger Axel Juncker geradezu herablassend über den jüngeren Kollegen: er möge solchen »Kritici« wie u.a. Zweig und Poritzky »kein Rezensionsexemplar zusenden. Das sind junge Leute, die mangels eigenen Könnens gerne billige Kritik treiben.«<sup>5</sup> Tatsächlich ist keine Besprechung des *Buchs der Bilder* von Stefan Zweig bekannt, doch ist in seinen Briefen eine wachsende Bewunderung für Rilke unverkennbar.

Für ihn, so bekannte er später, war Rilke, wie Verhaeren und Dehmel, »viel bedeutsamer als moralisches denn als literarisches Vorbild.«<sup>6</sup> In ihm sah er den reinen Dichter, einsam und weltabgewandt, ganz seiner Arbeit hingegeben. »Ich habe . . . einen seit Jahren wachsenden Respekt«, heißt es in einem Brief an die gemeinsame Freundin Ellen Key vom 12. August 1905, »für die noble Art Rilkes, der ohne allen Lärm ganz in der Stille seine Werke herausgibt. Ich will Ihnen *sehr* dankbar sein, wollten Sie ihm einmal sagen, wie sehr ich ihn liebe, daß für mich in Deutschland kein Lyriker so hoch steht wie er. Vor Jahren, als 18jähriger, habe ich ihm mein Gedichtbuch gesandt und ein liebes Wort von ihm empfangen; wenn ich ihm seither nichts mehr sandte, so war es aus einer gewissen Scham, er möchte die

Dinge als zu gering empfinden und möchte – er, der Meister der Technik – die dünnen Stellen in den Versen zu sehr fühlen. Sagen Sie ihm bitte, daß es mein aufrichtigster Wunsch wäre, ihm einmal persönlich meine Verehrung zu sagen und daß er ganz wenige hat, die so herzlich an ihn glauben wie ich.«<sup>7</sup>

Wie sich danach die Beziehung zwischen den Dichtern entwickelte, wird in den nachstehenden Seiten dokumentiert, nicht nur anhand ihrer noch erhaltenen (und hier zum ersten Mal vollständig wiedergegebenen) Briefe, sondern auch durch manche aufschlußreiche Tagebuchaufzeichnungen Zweigs und andere Zeugnisse: Rilkes herzliches Entgegenkommen dem jüngeren und eher schüchternen Kollegen gegenüber, ihre Begegnungen vor dem Ersten Weltkrieg in der gemeinsamen zweiten Heimat Paris; ihre Bewunderung für den belgischen Dichter Emile Verhaeren; Zweigs Bestreben, dem »größten Künstler, den wir besitzen«<sup>8</sup>, dienlich zu sein durch Lektüre-Anregungen, durch die Zusammenführung mit Romain Rolland und die Vermittlung von Rilke-Lesungen in Wien und in Deutschland sowie durch ihre gemeinsame Dienstzeit 1916 im Wiener Kriegsarchiv.

Beide waren ständig unterwegs, nur selten kreuzten sich ihre Wege, so daß von einer engen Freundschaft kaum die Rede sein kann. Für Rilke, der gewöhnlich »Mein lieber Hofmannsthal« oder »Mein lieber Gide« schreiben konnte, blieb Zweig immer »Mein lieber Herr«, wenn auch manchmal »werter« oder »verehrter«; Zweig seinerseits – trotz seiner »enormen Gabe, Freundschaft zu schenken und Freundschaft zu erwecken«<sup>9</sup> – brachte es nie über sich, seine Briefe anders als ebenso formell zu beginnen. Immerhin: es gibt nur sehr wenige Menschen, die wie Zweig mit Rilke lange Spaziergänge durch die Straßen und Parks von Paris gemacht haben und gewiß auch nicht viele Männer, mit denen Rilke so offenherzig und ungehemmt gesprochen hat wie mit diesem Kollegen. »Ich war kein intimer Freund von ihm«, schrieb Zweig später, »er . . . zeigte sich Män-

nen gegenüber keusch und bescheiden im Wort.«<sup>10</sup> Dennoch ergibt sich aus dieser Dokumentation das Bild einer Beziehung, die man weit eher als Rilkes Verbindung mit Hofmannsthal als eine Freundschaft bezeichnen dürfte. Ja, sie ermöglicht Rilke eine Spontaneität, die sonst bei ihm selten zutage kommt, fast völlig frei von jener Stilisierung wie sonst in seinen brieflichen Äußerungen. Für diese ihm »so lieb gegebene Gegenwart« war Zweig ebenso dankbar wie Rilke für »die immergleiche Art Ihrer herzlichen Zuwendung«.

In Rilke bewunderte Zweig die Einheit des Wesens und eine »strenge Disziplin des Geistes«, die ihm selbst fehlte: eine Disziplin, die diesen reinen Dichter zur Auflösung seines Familienlebens gezwungen hatte, zur Entscheidung, sich »halb zu opfern, um mit der anderen Hälfte ganz zu sein.«<sup>11</sup> »Ich selber stamme aus einer Generation, die glaubte, kämpfen und sich mehr dem Leben annähern zu müssen.«<sup>12</sup> Aus dem Gegensatz von Rilkes Weltab- und Zweigs Weltzugewandtheit läßt sich in den Nachkriegsjahren die Lockerung der bisher herzlichen Beziehung erklären (denn ab 1921 bis zu Rilkes Tod 1926 bestand, wie es scheint, kein direkter Kontakt mehr).

Noch bestimmender waren vielleicht ihre unterschiedlichen Auffassungen vom Wesen der Kunst. Nicht nur, daß Zweig seine Arbeit unbeirrt im traditionellen Sinne und in den hergebrachten Formen fortsetzte, ohne sich vom Expressionismus oder sonst einer Kunstrichtung der zwanziger Jahre beeinflussen zu lassen. Während Rilke neue und spezifisch ihm eigene Wege suchte, erkannte Zweig schon bald, daß ihm ein künstlerisches Schaffen im Sinne Rilkes versagt war: seine Ekstase und ein »gewisses Von-sich-selbst-Fortsein«.<sup>13</sup> Die Schriften Zweigs dagegen verwirklichten seine Überzeugung, daß die Kunst letzten Endes im Dienst der Menschlichkeit stehen müsse. Als Lehrer Romain Rollands glaubte er, mit dem eigenen Schaffen »demütig aber treu dem Ideal der humanen Verständigung zwischen Menschen, Gesinnungen, Kulturen und Nationen zu dienen«.<sup>14</sup>

Der Rilke der zwanziger Jahre aber, wiewohl er manche dieser Ideen teilte und dankbar war für die von Zweig vermittelte Bekanntschaft mit Romain Rolland, entfernte sich immer mehr von einer solchen Auffassung. »Die Dichtung, die sich das Ziel setzen *will*, zu trösten oder zu helfen oder irgend eine noble Überzeugung zu fördern, wäre eine Art Schwäche, wenn auch rührend«, schrieb er im letzten Lebensjahr; »was entscheidet, ist keineswegs eine wohlthätige und mitleidvolle Absicht, sondern das Sich-Unterwerfen einem autoritären Diktat, welches weder das Gute noch das Böse *will* (worüber wir so wenig wissen), sondern uns ganz einfach befiehlt, unsere Gefühle, unsere Begriffe, die ganze Leidenschaft unseres Wesens, an jene höhere Ordnung zu fügen, die uns so weit übersteigt, daß unser Verständnis sie nie umfassen könnte.«<sup>15</sup>

Die ihm »gegebene« Vollendung der *Duineser Elegien* und der »strahlende Nachsturm« der *Sonette an Orpheus* hatten Rilke in dieser Anschauung vollends bestätigt. Kein Wunder, daß er keine Notwendigkeit mehr empfand, die Verbindung mit einem Dichter aufrechtzuerhalten, bei welchem er eine wesentlich andere Auffassung von der Aufgabe des Künstlers gespürt haben mag. Zweig seinerseits war viel zu bescheiden, um in Rilkes Einsamkeit dringen zu wollen. Schon 1917 hatte er in ihm einen »jener Letzten und Seltensten« erkannt, »die einen persönlichen Stil des Lebens haben und das Wort in einem gesteigerten und persönlichen Sinne deuten.«<sup>16</sup> »Wer ihn verehrte, wer ihn liebte, fragte ihn nicht, wo er zu finden wäre, suchte ihn nicht auf, sondern wartete, bis er zu einem kam«, erinnert er sich in seinem Londoner Vortrag zehn Jahre nach Rilkes Tod.<sup>17</sup> »Aber doch, niemand hat, als er gegangen war, unserer Zeit so gefehlt wie dieser Leiseste . . . Wenn wir heute in Deutschland ›Dichter‹ sagen, denken wir noch immer an ihn, und indes wir seine geliebte Gestalt noch mit den Blicken an all den Orten suchen, wo wir ihr begegnet sind, ist sie schon hinübergegangen aus unserer Zeit ins Zeitlose und Statue geworden im marmornen Haine der Unsterblichkeit.«

**Rainer Maria Rilke  
und Stefan Zweig  
in Briefen  
und Dokumenten**



1906-1909

»Die volle Herzlichkeit  
seines Wesens«

*Anfang 1906 plante Zweig, erneut nach Paris zu kommen, das er erstmals 1903, noch als Student, kennengelernt hatte. Rilke, so schrieb er an Ellen Key am 9. Februar dieses Jahres,*

«. . . verwächst immer mehr mit meinem Leben und meinem eigenen Traum von der Poesie. Wie er sich – ferne den Leuten, und doch die größten Erscheinungen unserer Zeit, wie Rodin, Tolstoi miterbend – schon durch die äußere Form des Seins dem Unendlichen verkettet, das doch mit tausend Wurzeln in ihn hineinwächst, das ist mir ein fast neidenswertes Bild. Wenn ich im April nach Paris komme, so ist es eine meiner größten Erwartungen, ihn dort zu sehen: ich kann nicht denken, daß der enttäuschte, den Sie sich so innig zum Freunde erwählt haben.«<sup>1</sup>

*Rilke stand gerade seine zweite Vortragsreise nach Deutschland bevor, und Zweig, vielleicht darüber von Ellen Key unterrichtet, machte ihm den Vorschlag, eine Vorlesung in Wien in sein Programm einzubeziehen. Aus Berlin, wo er eben im »Verein für Kunst, Salon Cassirer« aus eigenen Werken vorgelesen hatte, antwortete ihm Rilke im ersten noch erhaltenen Brief:*

*Rilke an Zweig*

Hospiz des Westens,  
Marburgerstrasse 4  
[etwa 2. März 1906]

Sehr verehrter Herr Zweig,

ich danke Ihnen für Ihre lieben freundschaftlichen Worte, deren Wärme mir wohltut.

Ich bin schon in meiner Vortragsreise<sup>2</sup> und sehr gehetzt; darum nur diese Abkürzung für alles Liebe und Dankbare, das ich hoffe Ihnen bei unserer Begegnung bereiten zu können.

Ich werde voraussichtlich am 16. März wieder in Meudon sein; nach Wien wäre ich herzlich gerne gekommen; strich es aber aus meinem Programm, da die Sezession mich nicht (wie es eine Weile schien) laden wollte. Sie schreiben von einem Verein<sup>3</sup>, in dem ich sprechen könnte.

Ich nehme Ihre Frage auf, herzlich wie sie gemeint ist; wenn es sich so einrichten ließe, daß ich noch, zwischen dem 14. und 17. etwa, in Wien in jenem Ansorge-Verein lesen könnte, so ließe sich meine Reise vielleicht immer noch rund biegen. Freilich ich müßte 300 Mk für den Abend haben und, wenn irgend möglich, *zwei* Abende abhalten: einen vom Werke Rodin's (den ich jetzt überall wiederhole) und einen mit der Lesung eigener Dichtungen erfüllen, – um meine großen Reise-Kosten ganz zu decken und ein wenig darüber hinaus zu behalten.

Ich schreibe Ihnen das, wie Sie sehen, in jener Offenheit, die Ihre herzliche Güte sich verdient. Ich will Ihnen *keine* Mühe bereiten und nehme an, daß es sich nicht mehr einrichten läßt; sollte, wider Erwarten, doch noch eine Möglichkeit, ähnlich der von mir vorgeschlagenen, sich zeigen, so telegraphieren Sie mir bitte bis zum 8. nach Worpswede bei Bremen Vorschläge und Aussichten.

Sie sollen auf alle Fälle wissen wie herzlich und dankbar ich Ihre guten Worte empfang und in Ehren halte und wie ich mich freue, Sie in Wien oder im April in Paris herzlich zu grüßen.

Ihr

Rainer Maria Rilke

In arger Eile und fast fremder Schrift.<sup>4</sup>

*Diese Lesung kam nicht zustande. Rilke, der sonst, infolge des Ausfallens einer Verabredung in Weimar und des Aufschiebens bis zum 20. März eines zweiten Vortrags in Berlin, wohl nach Wien gekommen wäre, mußte*

nach dem plötzlichen Tod seines Vaters am 14. März für eine Woche nach Prag reisen, bevor er am 31., nach dem zweiten Berliner Abend, wieder nach Paris und Meudon zurückkehrte.

Inzwischen hatten sich auch Zweigs Pläne geändert: nicht nur wegen der »fieberhaften« Arbeit an der Vollendung des Tersites, sondern auch, weil er Verhaeren, »den zu sehen mir wichtiger ist, als alles andere«, auf dem Wege nach England in Belgien statt Paris aufsuchen wollte, wie er an Ellen Key am 15. April schrieb:

»Paris mit Ihnen und Rilke – das wäre freilich herrlich gewesen, aber dieses Jahr führt mich mein Weg nach London. Ich will englische Kultur kennenlernen und meine geistige Peripherie erweitern. . . . Mit Rilke hatte ich anlässlich der Wiener Vorlesung einen kurzen Briefwechsel, der mich aber die volle Herzlichkeit seines Wesens empfinden ließ.«<sup>5</sup>

Vor der Reise wolle er »einen Artikel über Rilkes jüngstes Buch« schreiben – der dann in der Berliner Zeitschrift Die Nation erschienen ist: keine »billige Kritik« dies, vielmehr eine der schönsten Würdigungen des Stunden-Buchs.<sup>6</sup>

### Stefan Zweig Verse eines Gottsuchers

Dem vielleicht seltsamsten der deutschen Versbücher, dem »Cherubinischen Wandersmann« des Angelus Silesius ist nun nach zwei Jahrhunderten ein Schwisterkind geworden in dem »Stundenbuch« des Rainer Maria Rilke.\* Denn dies ist ein Buch, das sich so gar nicht in unsere Lyrik fügen will. Ganz von ferne scheint es zu kommen, losgelöst von Sprache und Form unseres Ausdrucks, ganz vertieft in sich selbst, wie in einen sehr farbigen Traum. Und alle seine Verse, mögen sie den Anbeginn in den flüchtigsten Äußerungen sinnlicher Wahrnehmung nehmen, wachsen – wie Bäume aus der breiten Erde empor in den

\* Rainer Maria Rilke, »Das Stundenbuch. (Vom mönchischen Leben, von der Pilgerschaft, von der Armut und dem Tode)«, Insel-Verlag 1906.

unsichern Himmel steigen – zu Gott empor. Die vielleicht zweihundert Gedichte des Buches sprechen zu Gott in demütiger, wilder, flehender, drängender, schluchzender Apostrophe. Aller Reichtum, den wir von Rilkes früheren Werken kennen, ist hier in das Wort »Gott« versammelt. Und Melodie, Farbe, Glanz darüber gegossen, daß es immer wieder neu und zwingend wird.

Man wird geneigt sein, diese Gottsuchersehnsucht bei einem so raffinierten Artisten wie Rilke von vornherein als Heuchelei zu betrachten. Frömmigkeit glaubt man nur den Primitiven. Aber die Frage ist reicher an Möglichkeiten der Erklärung, denn Rilkes Religiosität ist nicht Frömmigkeit, sondern Glauben, genießende und im Wort sich erst ganz erfüllende Lebensbewunderung. Er, der sensibelste der deutschen Dichter, zart wie ein vielverästeltes Blatt, das den Tau aus der Luft saugt, die Sonnenstrahlen trinkt und mit fiebernder Faser jeden Atem des Windes, – er hat immer die leiseste Regung bis in die Tiefe der Empfindung getragen, hat der wechselnden Sinne verschiedene Berührung: Ton, Farbe, Duft, Zeichen, Regung, die unsägliche Verschiedenheit der Lebensäußerungen im Gefühle so vermengt, daß sie einander Symbole sein konnten und einander bereichern. Bei dieser immensen Fähigkeit der Verinnerlichung in das Urgefühl mußte nun sich mählich der Sinn für die immanente Einheit aller Dinge entwickeln und aller Eindrücke rauschende Flut einmünden in ein Meer. Und da nimmt er ein Wort und schleudert alles hinein. Oder vielmehr: er schafft sich die Vorstellung des Begriffes, der diese leuchtende Unendlichkeit tragen kann. Und wie er nach einem Namen sucht, der reich genug sein könnte, um Symbol solcher Fülle zu sein, da findet er den Namen Gott. Und schafft Gott um nach seinem Ebenbilde. Silesius war anderen Weg gegangen: er fühlte Gottes Größe, und als er, sie zu schildern, nach einem Ausdruck rang, schuf er sich die Kunst, schuf sich zum Dichter aus einem Prediger. Rilke wiederum, von den wunderbar wachsenden Formen seiner Kunst sehnsüchtig gereizt, ihnen im Leben

etwas zu nennen, dem sie dienen könnten, denkt an den höchsten Namen, und nun glühen alle seine Farben, singen alle Töne empor in dieses Licht. Wie im Orient die Prediger von den Türmen Gottes Größe in die Ferne rufen, so spricht hier der Dichter, spricht mit jener erhobenen Stimme und doch mit jener leisen Beschämung, die weiß, daß Gott sich nicht aussagen läßt. »Wer Gott beweist, der ist ihm immer fern.« Heftiger als je bei allen Mystikern ist hier der Gedanke ausgesprochen, daß Gott nur in den Erscheinungen erfaßbar ist, nicht in der Essenz, und daß nie das All der Erscheinungen gemeinsam überschaut, also Gott erkannt werden könne. Das hat das Judentum vielleicht am tiefsten von allen Religionen gefühlt, als es verbot, den Namen Gottes jemals hinzuschreiben – eines der schwergesühntesten Verbrechen – und nur gestattete, in der Schrift jenes bekannte Symbol zu gebrauchen. Und das ist Rilkes Werk in diesem Buche auch, Gott unablässig durch Symbole zu erläutern.

»Für dich nur schließen sich die Dichter ein  
und sammeln Bilder, rauschende und reiche,  
und gehn hinaus und reifen durch Vergleiche  
und sind ihr ganzes Leben so allein . . .  
Und Maler malen ihre Bilder nur,  
damit du unvergänglich die Natur,  
die du vergänglich schufst, zurückempfängst:  
alles wird ewig. Sieh', das Weib ist längst  
in der Madonna Lisa reif wie Wein;  
es müßte nie ein Weib mehr sein,  
denn Neues bringt kein neues Weib hinzu.  
Die, welche bilden, sind wie du.«

Aber aus diesen Erläuterungen wächst der Begriff. Jede Farbe, jedes Wort, jede Musik, die ihn wiedergeben will, schafft ihn auch zugleich, und wie das aller Kunst Wunderbarste ist, daß sie eigentlich nur wiedererzählen und etwas Geschautes nach-